

Rezension

Dagmar Leupold: Grüner Engel Blaues Land. Roman. C.H. Beck 2007. 204 S.
ISBN 3-406-55617-5

Sprache im Sinne von Liebe

Es ist eine Seltenheit, dass ein Autor, eine Autorin Esperanto zum Thema seines, ihres Romans macht. „Grüner Engel“ ist eine Apfelsorte, „Blaues Land“ das Reiseziel von Johannes und Sophia, der beiden Hauptpersonen, eine Art Adam und Eva, um die sich in diesem als Liebesgeschichte konzipierten Buch alles dreht. Der Historiker Johannes, seit seiner Kindheit stumm, überzeugt die Archäologin und Parfumwerberin Sophia mit ihm nach Kelmis in Ostbelgien (Provinz Lüttich) zu fahren, um dem Geist des ehemaligen Esperanto-Faststaates Neutral-Moresnet nachzuspüren. Denn Johannes soll eine Biographie über den Erfinder der neutralen Weltsprache Esperanto, L.L. Zamenhof, verfassen.

Inzwischen sind in der deutschen Presse einige Rezensionen erschienen. Zur Psychologie des Romans äusserte sich etwa die „Zeit“ wie folgt: Der Roman „handelt von den Schwierigkeiten, zur eigenen Sprache zu finden und, mehr noch: zum eigenen Leben. Da stürzen sich zwei Menschen geradezu in eine Reise, und zugleich begeben sie sich damit auf eine Expedition, die gleichsam ständig Erzähltext hervorbringt. Sie brechen auf, um zu erkunden, ob es mit einer Liebe zwischen ihnen etwas werden könnte. (...) Sophia und Johannes unternehmen nichts Geringeres als eine Erforschung ihres Verhältnisses zueinander und zu anderen Menschen. Infolgedessen wird der Roman weniger in Gang gehalten durch die Logik einer sich entfaltenden Handlung als durch die Reflexionen, welche diese Vorstösse in den unbekanntem Raum zwischen den Menschen ständig hervortreibt. Das ist ein erzählerisches Wagnis, doch Dagmar Leupold ist es sehr bewusst eingegangen. Der stumme Johannes muss seine Worte immer auf Zettel schreiben, und beide sind sich bewusst, wie sehr jedes Liebesspiel auch ein Sprachspiel ist. Reisen und Erzählen gehen manchmal in eins. Dagmar Leupold hat den Roman als ein Spiel des Fragens, des Suchens und Findens angelegt. Allerdings auch des gegenseitigen Verfehlens. Das Drängende ist sogar auf den Stil des Romans übergesprungen. Und auf die hastige Art, wie beide dann doch mit sexuellem Heisshunger übereinander herfallen. Denn was hier stattfindet, ist nicht nur eine Reise, sondern zugleich ein gedankliches Unternehmen. Da wird weniger eine Liebesgeschichte erzählt als vielmehr Liebeswissenschaft betrieben – wie schon öfter bei Dagmar Leupold, in deren Büchern Bildung und Leidenschaft sich immer auf ganz eigene Weise durchdringen.“

Moresnet

Neutral-Moresnet (dt. Altenberg) war von 1815 bis 1919 ein 270 Hektar grosses Gebiet zwischen Deutschland und Belgien, 7 km südwestlich von Aachen. Es gehörte weder zum einen, noch zum anderen Staat, war also faktisch ein unabhängiger Zwergstaat. Im Norden reichte das Gebiet Neutral-Moresnet bis zum Vierländereck NL, B, D. Nach der Zeit Napoleons bestand Uneinigkeit darüber, an welches Land dieses Gebiet mit seinen Bodenschätzen (!) gehen sollte: Preussen oder das Vereinigte Königreich der Niederlande (Belgien bestand damals noch nicht). Moresnet wurde von

beiden Seiten beansprucht. Im Dezember 1819 trafen sich Unterhändler aus Preussen und den Niederlanden in Aachen und fanden nach einem halben Jahr einen Kompromiss: So entstanden das niederländische Moresnet im Westen (ab 1830 belgisch), Preussisch-Moresnet im Osten und Neutral-Moresnet blieb *unbestimmt, da die beiden Kommissionen sich nicht über die Weise einig wurden, wie die Grenzziehung [...] vorzunehmen sei*. Im Ersten Weltkrieg wurde das Gebiet durch Deutschland besetzt. Erst im Versailler Vertrag vom 28. Juni 1919 erkannte Deutschland die volle Souveränität Belgiens über Neutral-Moresnet an. Neutral-Moresnet änderte seinen Namen in Kelmis (fr. La Calamine) und Preussisch-Moresnet in Neu-Moresnet. Seit 1907 existierte eine Gruppe von Esperanto-Anhängern. Sie wollten aus Neutral-Moresnet einen Esperanto-Staat mit Namen *Amikejo* (Esperanto für *Ort an dem sich Freunde treffen*) bilden. In Dresden wurde bei der Tagung des Esperanto-Weltbundes Moresnet zum Hauptsitz der Esperanto-Bewegung ausgerufen. Laut einem Bericht in der „Aachener Post“ waren die Bewohner Moresnets begeisterte Esperantisten: *„Die Kurse zur Erlernung der Sprache waren überfüllt und überall hörte man nur noch Esperanto radebrechen; die 75 Gastwirte des Ortes taten ein übriges und firmierten in der neuen Landessprache.“* Dr. Wilhelm Molly († 1919), der Chefarzt der dortigen Erzgrube, versuchte vergeblich, in Neutral-Moresnet den ersten Esperanto-Staat der Welt auszurufen. (Informationen aus Wikipedia)

Esperanto

Neben der eigentlichen (ziemlich banalen) Beziehungs-Story sind in Dagmar Leupolds Buch auf Esperanto bezogene Passagen reichlich vorhanden. Die Reflexionen über Esperanto und Zamenhof setzt Leupold auf ihre eigene Weise um, die Bemerkungen, Konnotationen und Metaphern, die durch den Mund von Sophia und durch den Kopf von Johannes gehen, sind trotz aller Fragwürdigkeit nicht uninteressant. So steht auf S. 16 vermerkt, dass es keine deutschsprachige, lieferbare Darstellung von Zamenhofs Leben und Werk gäbe. Das ist leider richtig und wohl nicht nur für die Schriftstellerin ein kaum zu fassendes Manko. Zamenhofs Werk sei durch „Unbeirrbarkeit im Wünschen“ und durch „immer von Hoffnung durchwirkter Verzweiflung“ möglich geworden (S. 18f.) Ludovic (sic !) Lazarus Zamenhof sei ein phantastischer Name, „er lag ihm auf der Zunge wie eine Zusage“. Bei Zamenhofs Todesursache *angina pectoris* „könnte man auch sagen: gebrochenes Herz“. Und dann: „Die Sprache, die alle einen sollte, hatte entzweit.“ Wen? Wieso? Siehe weiter unten. Und wie Esperanto aus der Sicht von Johannes zu charakterisieren ist, findet man auf S. 20: „Das Schikanöse und Irrationale der gewachsenen Sprachen fehlt – sie bilden den Steinbruch, aus dem Zamenhof sich bediente. Aber er hat die Fundstücke zugeschnitten, konfektioniert, ihnen eine Industrienorm verliehen. Keine Steine des Anstosses mehr, nur noch Baumodule“. Weiter: „Keiner Zunge fremd, Weltverbesserung, Abschaffung der Unterschiede, die allen Unterdrückungssystemen die Vorwände liefern – all das steckt auch darin. Im Synthetischen lagen für Zamenhof das Heil, die Hoffnung und die Geschichtslosigkeit.“

Auch die Losung der Esperantisten, *arbeiten und hoffen*, wird verkündet (Johannes grinst, während Sophia die Stirn runzelt), allerdings mit dem Schönheitsfehler, dass es die Form *esperari* nicht gibt (S. 26, 108), *esperi* wäre korrekt. Verwechselt wird auch die Jahreszahl des ersten internationalen Esperanto-Kongresses (1906 statt 1905, S. 68).

Ein Stummer und eine Sprachlose (das russische Kind Annika) sei für einen Esperanto-Forscher die ideale Ausgangslage (S. 34f.). Die Idee der völkerverbindenden Verständigung findet Sophia heruntergekommen, als sie die verwahrlosten Gäste (aus Osteuropa) in dem „Hotel“ von Kelmis-Moresnet analysiert (S. 49). Für Sophia handelt es sich bei Johannes aber dennoch um einen „Tick“ (S. 54). „Mit einem Hang zu trockenen Leidenschaften. Esperanto, Utopie und Bücherstaub, Kreuzworträtsel“ (S. 60). Gleich folgt in Johannes' Notizen die Passage über Molly, der vom Arzt „aber dann zum Esperantisten bekehrt“ wurde. Die aus der früheren Sowjetunion stammende Mutter von Annika erinnert sich, dass Stalin Esperanto gehasst habe. (S. 158)

„Glaubst du denn an eine friedliche Verständigung in einer einzigen Sprache“, fragt Sophia Johannes (S. 69). Johannes antwortet mit „Nein“ und fügt hinzu: „aber die Gleichgültigkeit kann nur durch Übertreibung korrigiert werden, durch Spinner, wenn du so willst. Das sind Historiker meistens nicht – ein Fehler, den ich zu korrigieren versuche. Auch Wilhelm Molly war ein solcher Spinner.“ (S. 69). „Jeder spinnt so gut er kann“, sagt Sophia. (S. 69). Und früher oder später musste ja der Ausdruck „Desperanto“ fallen (S. 71). Im Laufe des Romans steigt Sophias Skepsis gegenüber Esperanto kontinuierlich an, wenn sie „synthetisches Esperanto“ schnaubt (S. 81).

Und zur Abwechslung wird der Ton sogar noch ordinär: „Grossartig unsere Nummer gestern nacht. Für eine Hängematte. Wahrscheinlich haben auch Herr Molly und Frau Zamenhof in voller Montur gevögelt“ (S. 81). Auch die Verbindung zwischen Liebe, Pazifismus und Esperanto mutet kitschig an, wenn Johannes erklärt, dass er keinen Liebesroman schreiben wolle, sondern sich nur an Ort und Stelle vorstellen möchte, was gewesen wäre, wenn es zu der Gründung eines Esperanto-Staates gekommen wäre, „das Liebespaar als Ärzte- und Lehrerpaar im Frieden miteinander – gewaltfreie Gesellschaft – so winzig sie auch sein möge – neue Sprache – mittels dieser Liebe – eine ähnliche Wärme und Bewegung einflössen – wie sie den Gefühlen selbst innewohnen“. (S. 94). Der Zusammenhang zwischen Esperanto und Niedriglohnland-Ware ist ebenfalls grotesk: „Was die Sprache, was Esperanto nicht geschafft hat (...), hat die Ware geschafft; überall dieselbe. Zamenhofs Güter – Güte, Toleranz – Ladenhüter“ (S. 100).

Was die folgende Aussage bezwecken soll, versteht auch niemand: „Sie schritten die schmalen, gekiesten Wege ab, Sophia Zamenhof machte Pläne für Gemüsegarten und Kräuterbeete, und dann stritten sie über die Rolle der slawischen Sprachen für den Wortschatz des Esperanto, unterrepräsentiert nach Sophias Meinung, ungeeignet nach Mollys“ (S. 109).

Wie man erfährt, hatte das Kind Johannes keine Ahnung, was ein Esperantist war. Aber es liebte den Klang des Worts. Deshalb hütete es den grünen, fünfzackigen Stern, den es von einem Nachbarn erhielt, und vergrub ihn schliesslich, aus Furcht, er könnte seine ketzerische Botschaft preisgeben. (S. 135)

Eigentlich konnte Sophia Johannes' Begeisterung für Esperanto gut nachvollziehen, (S. 124), und ihm zuliebe würde sie auch Esperanto lernen (S. 121). Sprache war für die halbwüchsige Sophia aber nicht das universale, friedensstiftende Verkehrsmittel zwischen feindlich gesinnten Gesellschaften oder Religionen und schon gar nicht das subversive Verkehrsmittel, sondern der Rohstoff für den Wunsch nach Abgrenzung durch ausgeprägte Besonderheit. (S. 125). Am Ende kulminiert Sophias wahre Gesinnung dann doch in der an Johannes gerichteten Frage: „Weißt du, wo dein

Scheiss-Esperanto überlebt hat?“ (S. 179). Esperanto sei sowieso nichts anderes als ein Sprachpotpourri“ (S. 198).

Dazwischen gibt's auch noch einige Sätze in Original-Esperanto mit unausweichlichen Fehlern: *Mi ĝi komprenas* – es sollte ĝin wegen dem dummen Akkusativ heissen (S. 20). *La verda standardo* (S. 134), *Ho Esperantistaro, batalu en la mond'!* *La unueco estas ja la fonto de la fort'!* (S. 173). *Estis vere miniatura stato* (richtig wäre: ŝtato, S. 176). Auch der Estro de la Esperanto-Lingvoklubo Pfaffenhofen wird dann last but not least auch noch erfunden (S. 181).

Auf S. 192 kommen sogar noch die Schweizer qua Eidgenossen zur Ehre, und zwar im Sinne von „nur auf ihren Vorteile bedachte Schlaumeier“.

Viel Wirrnis also in diesem Schriftstück. Die Anspielungen müssten aber ausgeführt werden. Mit *Grüner Engel Blaues Land* lässt Dagmar Leupold ein ganzes Arsenal an alttestamentarischen Motiven und allegorischen Verweisen auftreten, stellt Verena Auffermann in der „Süddeutschen Zeitung“ fest. Es geht um die verlorene Sprache eines Historikers, der sich in seiner stummen Existenz mit Esperanto beschäftigt und im Lauf dieses Romans die Liebe und die Sprache wieder findet, erklärt die Rezensentin. In diesem Buch wird viel beobachtet und reflektiert, aber richtig lebendig werden die Figuren dadurch nicht, beklagt die Rezensentin. Überhaupt findet sie den Roman mit allzu viel Bedeutung überfrachtet, Leupold zeige sich in diesem Buch zu sehr als Autorin mit Programm, als dass der Leser sich auf die Geschichte und ihre Figuren wirklich einlassen könnte, bedauert Auffermann.

Wie Leupold in einem Interview anlässlich der Leipziger Buchpräsentation (2007)¹ zusätzlich erklärte, interessierte sie in dem Roman der Zusammenhang zwischen persönlichen (kollektiven) Glücksentwürfen und sozialen Utopien. Leupold habe einige Jahre über Esperanto, Zamenhof und Sprachprobleme nachgedacht und zufällig eine Radiosendung über Moresnet gehört. Da sie kein Talent für historische Romane habe, sei eine Liebesgeschichte zum Thema Esperanto und Stummheit, beides universale Angelegenheiten, entstanden. Es habe sie gereizt, das Thema nicht theoretisch abzuhandeln, sondern in die Figuren zu verlagern.

Wieso es denn nicht geklappt habe mit Esperanto, wird Leupold von der Schweizer TV-Moderatorin Eva Wannenmacher in Leipzig gefragt. Zamenhof habe ganz einfach Babylon rückgängig machen wollen, um den Weltfrieden zu erreichen. Dieser Wunsch sei ganz aus der Lebenssituation des „litauischen Juden“ entsprungen. Da aber auch Esperanto in der Folge ein Betrieb mit Fraktionen, Kämpfen und Hierarchien geworden sei, konnte Esperanto nicht verwirklichen, was es mal gewollt habe [Ob dies jedoch der wahre Grund dafür ist, dass sich Esperanto nicht „durchgesetzt“ hat, ist reine Spekulation]. Auch Esperanto habe den Widerspruch zwischen Universalanspruch und hegemonialem Anspruch nicht lösen können, siehe die Erfahrung mit der Globalisierung.

Und wenn Frau Wannenmacher in diesem Interview meint, Esperanto ihrerseits öffentlich als „gescheiterte Utopie“ ad acta legen zu müssen, um im gleichen Zug Esperanto für eine Sprache zu halten, „die wir alle mal hätten lernen sollen“, scheint sie trotz ihrer zu vermutenden Unkenntnis des einschlägigen Plansprachendiskurses vielleicht doch noch begriffen zu haben, um was es bei dieser Frage eigentlich geht. Ganz im metaphorischen Sinn kommt ihr, der gefühlsvollen Frau auf der Suche nach

dem eigenen persönlichen Glück, dann der Gedanke „Esperanto der Geschlechter“ in den Sinn.

Trotz eines gewissen, in Mode geratenen Zynismus, den man glaubt durchschimmern zu sehen, scheint Esperanto den beiden Damen a priori nicht unsympathisch zu sein. Dies wäre eine vernünftige Grundlage, auf der mit ihnen das Gespräch darüber fortgesetzt werden könnte.

Andreas Künzli, Oktober 2007

¹ (<http://www.3sat.de/3sat.php?http://www.3sat.de/kulturzeit/lesezeit/105332/index.html>)

Die Autorin Dagmar Leupold

Die 1955 in Niederlahnstein geborene Dagmar Leupold arbeitete nach ihrem Studium der Germanistik, Philosophie, Theaterwissenschaft und Klassischen Philologie in Marburg und Tübingen zunächst als Deutschlehrerin sowie als Redakteurin am Deutschen Kunsthistorischen Institut in Florenz. Von 1985 bis 1990 war sie Stipendiatin des "Doctoral Program of Comparative Literature" der City University in New York und Dozentin am Queens College. Später lehrte sie Komparatistik an den Universitäten München und Bamberg. 1993 promovierte sie in Vergleichender Literaturwissenschaft an der City University in New York. Für ihre literarischen Werke wurde die seit den 1980er Jahren schreibende Leupold 1994 mit dem Bayerischen Literaturförderpreis sowie 1995 mit dem Martha-Saalfeld-Preis und dem Förderpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste ausgezeichnet. Heute lebt sie als freie Schriftstellerin bei München.